

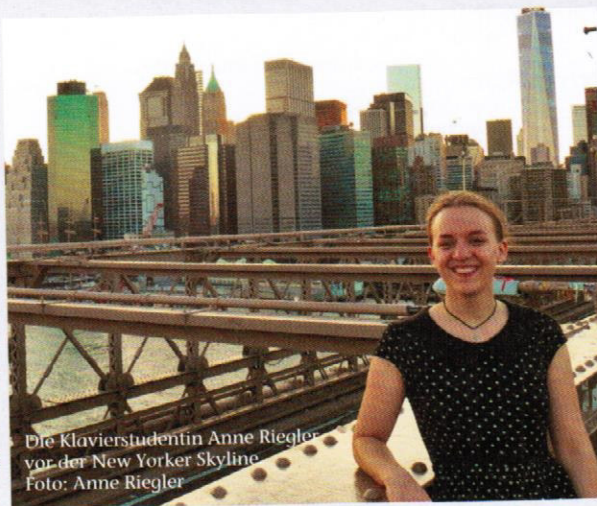
# Aus dem Leben einer Klavierstudentin in den USA

Was erwartet einen Musikstudenten, der sich von einem Land in ein anderes begibt, um dort zu studieren? Wir baten die deutsche Klavierstudentin Anne Riegler, die bereits in Russland studierte, ihre Erfahrungen über ihren neuen Studienort New York City für uns zu dokumentieren. Hier ist ihr erster Bericht.

## Teil 1

Von: Anne Riegler

Wenn ich zum ersten Mal im Leben an einen berühmten Ort komme, bin ich immer ein bisschen überrascht, dass es ihn tatsächlich gibt. New York City ist wirklich so, wie man sich erzählt, nur ein bisschen lauter, dreckiger und voller, und es ist in der Tat alles voller gelber Taxis. Anfang März 2015 kam ich hierher zur Klavier-Aufnahmeprüfung. Die Stadt empfing mich mit sibirischer Kälte und 20 Zentimetern Neuschnee.



Die Klavierstudentin Anne Riegler vor der New Yorker Skyline  
Foto: Anne Riegler

Auf die Frage, was ich in meinem Leben machen will, gab es nur eine anständige Antwort: nicht mit dem Klavierspielen aufhören. Also habe ich nach dem Abitur ein Klavierstudium bei Silke-Thora Matthies in Würzburg begonnen. Als ich bei der Hälfte angelangt war, bot sich die Möglichkeit, für ein Jahr ans Konservatorium in St. Petersburg zu gehen. Ich war begeistert, wie inspirierend und spannend die Andersartigkeit des Landes sich anfühlte. Diese Erfahrung wollte ich ein zweites Mal haben. Wieder in einer schönen Stadt, einem kulturellen Zentrum, nur noch weiter weg.

Ich hatte noch nichts entschieden, als ich 2014 auf eine Empfehlung hin den Pianisten Jerome Rose traf. Mit einem zukunftsweisenden Ergebnis des Treffens hatte ich nicht gerechnet, doch nach drei Stunden eingehender musikalischer Prüfung lud er mich tatsächlich in seine Klavierklasse ein. An die Mannes School of Music nach New York City. Und da passte alles zusammen: Ich würde nach Amerika gehen, in die Hauptstadt der Welt, zu einem gefragten Klavierlehrer. Würde ich wirklich? Zunächst wollte mich niemand ernst nehmen. „Werde erst einmal dort eingeladen, besteh' die Prüfung, und gewinn' dann im Lotto.“ Ich nahm die Herausforderung an. Schon Chopin wusste: „Man kann nicht mit dem Ende anfangen.“

In den nächsten Monaten lebte ich von einer Deadline zur nächsten und hakte ein Dutzend To-Do-Listen ab. Englischkenntnisse nachweisen, umfangreich bei der amerikanischen Hochschule bewerben, Versicherungsfragen klären, Visum beantragen, bei Stipendien bewerben, Wohnung in New York suchen, Abwesenheit in Deutschland organisieren. Zeitgleich nahm ich an Wettbewerben teil, schrieb meine Diplomarbeit, spielte drei verschiedene Konzertprogramme, bereitete mich auf die Abschlussprüfungen in Würzburg vor, unterrichtete Schüler und besuchte meine Studienfächer. Freunde, Familie und das Bett bekamen mich eher selten zu sehen.

Während man sich zur Aufnahmeprüfung in Würzburg morgens in eine Liste einträgt, tagsüber vorspielt und abends wieder nach Hause fährt, erwartete mich in New York ein fast zeremonielles Prüfungs-Event. Es gab personalisierte Informationen für Bewerber, ständig besetzte Info-Counter, Führungen durch die Gebäude, ein koordiniertes Übesystem und, ich traute meinen Augen kaum, jeden Tag kostenlose Verpflegung. Welche natürlich von den astronomischen Studiengebühren meiner Vorgänger bezahlt worden war. Die „Auditions“ für Klavier erstreckten sich über drei Tage, elf Stunden pro Tag, zehn Minuten pro Kandidat. Ich beobachtete ein paar Prüfungen durch einen Türspion und erblickte hauptsächlich schwarz gewandete, junge Asiatinnen: „Gaspard de la Nuit“, „Mephisto-Walzer“, f-Moll-Ballade.

Bei einem wichtigen Vorspiel ist das Warten das Schlimmste. Erst im Überaum, mit zwanghaft gelungenem Einspielen. Dann vor der Tür der Wahrheit, durch die die Konkurrenz angespannt verschwundet, woraufhin man ihrem gottgleichen Klavierspiel lauscht und sie dann erleichtert oder frustriert wieder herauskommen sieht. Meine zehn Minuten waren schneller vorüber, als ich „Immatrikulationsbescheinigung“ sagen kann, und ich fand mich anschließend leicht paralysiert neben dem Obstsalat wieder. Dort saß ich eine Weile und wartete, dass sich das Adrenalin der vergangenen Tage wieder abbaut. Man bereitet sich monatelang vor, investiert viel Zeit und Geld und hat dann wenige Minuten, die über die nächsten Jahre entscheiden. So ist das, wenn man als Musiker bestehen will. Diesmal habe ich bestanden.

Vier Tage nach meinem letzten Konzert verließ ich Deutschland und begab mich nach New York – nun ein Backofen. Der „Fall Term“ beginnt meist schon im August, und mich erwartete eine umfangreiche Orientation Week. Während die meisten Studenten sich ihren Weg durch das deutsche Uni-Dickicht selbst suchen müssen, gab es hier wieder viel Information mit Buffet. Bei verschiedenen Veranstaltungen wurde die ganze Uni mit al-



len Einrichtungen vorgestellt, und ich wurde willkommen geheißen: Als Student der Universität „The New School“, zu der Mannes gehört, als International Student, als Performing Arts Student, als Klavierstudent und als ich selbst – von meiner persönlichen Beraterin, die in allen Belangen meine erste Ansprechpartnerin ist.

Als Master-Student belege ich hauptsächlich Wahlfächer. Man legt Wert auf ein breit gefächertes Angebot, viele der Kurse hatte ich bisher gar nicht zur Wahl. Dieses Semester habe ich zwei Improvisationskurse (für Pianisten sowie im Ensemble) und Dirigieren, dazu kommen Musiktheorie, Kammermusik und Klavierunterricht. Für mich klingt das zunächst nach wenig, doch hier gibt es mehr Hausaufgaben, Lektüre, Prüfungen und Zusatzprojekte. Mich im laufenden Semester mit meiner Sopranistin beim Professor für Lied-Begleitung melden, das geht allerdings nicht. Alles ist genau geplant und organisiert. Für das nächste Semester habe ich mir unter anderem einen Kurs zum Hammerklavier und „Der Musiker als Unternehmer“ vorgenommen.

Der Klavierunterricht bei Jerome Rose findet bei ihm zu Hause an zwei mittelalten Steinway-Flügeln statt. Man erhält 60 Minuten, nicht etwa 120 wie in Würzburg, und in seiner Klasse gibt es auch keine regelmäßigen Treffen zum internen Vorspielen und persönlichen Austausch. Wenn ich jetzt schreibe, dass die Flügel nicht einfach zu bedienen sind, würde Rose sagen, dass die Beschaffenheit eines Flügels nie ein Hinderungsgrund für vollendetes Musizieren ist. Man nimmt, was man hat, lässt sich davon inspirieren und macht daraus den schönsten Klang, der möglich ist. „Höre dir zu. Folge dem Notentext. Forme die kantablen Linien. No one plays better than they want to.“ Diese Sätze haben schon viele Pianisten gesagt, aber ist es wirklich so einfach?

Ich bin kein Weinkenner. Obwohl ich einen edlen Tropfen genießen kann und denselben Geschmack auf der Zunge spüre wie jeder andere, kann ich Unterschiede und Charakterzüge nicht benennen, ehe sie mir jemand gezeigt hat. In der Musik ist das genauso. Was ist es, das Klavierspiel durchsichtig, hektisch oder kühl klingen lässt? Keine Zauberei, sondern benennbare Parameter wie die Verbindung zwischen zwei Tönen, die dynamische Abstufung mehrerer Stimmen, kleine Unterschiede der Tondauer von Achtelnoten. Ein offenes Geheimnis.

Rose sitzt meistens in seinem Schaukelstuhl, hört und spricht. Wenige Hinweise zu Details oder zum Gestus können ein Stück grundlegend verändern. Hin und wieder geht er zum Flügel und spielt vor. „Den Klang für diesen Anfang habe ich von Rubinstein geklaut. Hörst du?“ Man muss hören, verstehen und nachmachen. Wer diese Grundlagen nicht beherrscht, für den ist sein Unterricht nach eigenen Angaben „Zeitverschwendung“. Der Pianist steht im Dienste der Musik, egal, wie schwierig die technische Umsetzung ist. Mit pianistischen Problemen muss man selbst umgehen können.

Zwischendurch erzählt Rose Anekdoten aus seiner Vergangenheit und gibt Lebensweisheiten zum Besten. Warum soll man seine Wünsche und Pläne von einer Wettbewerbs-Jury, aus fremden Men-

schen bestehend, abhängig machen, wo die meisten doch nicht einmal ihre Eltern über die eigene Zukunft entscheiden lassen? „Trust your musical instinct. Your instinct is your best friend.“ Zum Ende der Stunde gibt es vielleicht ein kleines Lob. Dennoch: Ganz zufrieden ist er nie. Einmal erzählte er, dass er sich nicht an das letzte wirklich bewegende Klavierkonzert erinnern könne, und verabschiedet mich mit: „Take care, Dear. What are you going to play next week?“

„A good pianist is a pianist who sells tickets.“

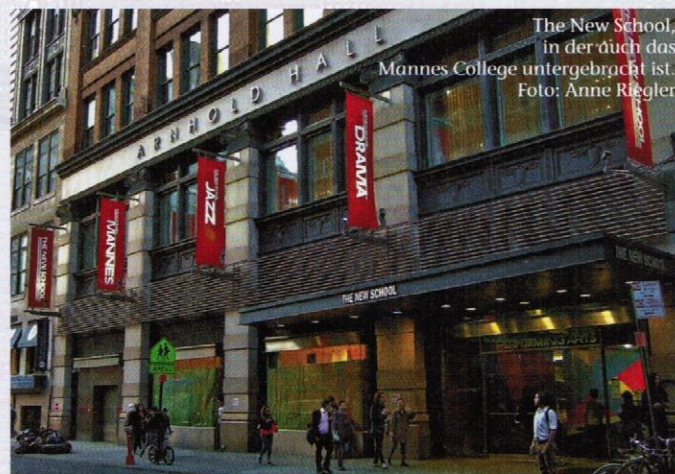
Dennoch erlebe ich nicht, dass Musikstudenten sich gegenseitig hassen, weil sie Konkurrenten sind. Wir gehen genauso freundschaftlich miteinander um wie alle Kollegen. Der größte Druck kommt von innen: Man könnte doch noch ein bisschen länger üben, oder effektiver, oder anspruchsvollere Stücke in kürzerer Zeit. Sich Pausen guten Gewissens zu erlauben, müssen viele erst lernen, denn den hohen Anspruch fühlen alle – aufgebaut vom russischen Lehrer, der Versagen stets mit Missbilligung strafte, oder von der geduldigen Lehrerin, die in ihren Schülern den Wunsch geweckt hat, über sich selbst hinauszuwachsen.

Nach dem ganzen Trubel fällt einem im Überraum und Konzert immer wieder ein: Musizieren ist so wunderbar. Musik nur zu hören vergleiche ich mit dem Gefühl, meine Lieblings-speise nur zu betrachten, ohne sie anzurühren und dabei noch vom leckeren Duft gelockt zu werden. Ich glaube, vielen Musikern geht es ähnlich. Ein liebgewonnenes Stück spielen, endlich einen genialen Fingersatz finden, nach dem Konzert Tränen in den Augen eines Zuhörers blitzen zu sehen, das macht süchtig. Man kann einfach nicht mehr damit aufhören.

**Fortsetzung folgt ...**



Anne Riegler mit Jerome Rose in dessen Wohn- und Unterrichtszimmer.  
Foto: Anne Riegler



The New School, in der auch das Mannes College untergebracht ist.  
Foto: Anne Riegler